

## Eine Annäherung in drei Variablen

### *Das Konvolut*

Urs Graf wendet sich zum Gehen. Die Kioskfrau, bei der er eben die DIE ZEIT gekauft hat, ruft ihm nach: Vergessen Sie die Zeit nicht! DIE ZEIT, die man unter den Arm klemmt? oder die Zeit, die verrinnt – unaufhaltsam, erbarmungslos, unwiderruflich?

Die unbeabsichtigte Doppeldeutigkeit dieses freundlichen Hinweises trifft bei Urs Graf einen Nerv.

Zu Hause zeichnet er mit raschem, sicherem Strich ein Gesicht – vielleicht seins – ins Tagebuch, schreibt die doppelsinnige Aufforderung daneben, setzt in die obere Ecke das Datum, 23.03.2011, legt die Seite um. Im schwarzen Buch hält er fest, was ihn gefreut oder geärgert hat. Mal sind es Skizzen, mal sind es Notate zusammen mit einer Zeichnung, mal sind es Collagen. Dringliches steht neben Zufälligem.

Unzensuriert. Die einzige Ordnung ist die Chronologie. „Meine Handschrift in diesen Skizzenbüchern ist grob und roh. Ich bemühe mich nicht um einen ästhetischen Effekt.“ Vielleicht in einer Woche, vielleicht in einem Jahr taucht dieser ambigue Satz über die Zeit in einem Werk wieder auf. Verändert, collagenartig montiert, ergänzt, uminterpretiert. Modul des Lebens, mannigfaltig verwendbar als Modul eines Kunstwerkes.

Das Konvolut an Zeichnungen, Malerei und Collagen, die fertigen Werke und jene, die er überarbeiten oder abschliessen will, ist schier unüberschaubar. Schaut er frühere Arbeiten an, wundert er sich bisweilen über seinen damaligen etwas akademischen Duktus. Urs Graf freut sich über diese Menge, die er seinen Nachkommen hinterlassen wird, hat aber gleichzeitig ein schlechtes Gewissen, dass sie alles ordnen und bearbeiten müssen.

Vergessen Sie die Zeit nicht! Urs Graf ist 69 Jahre alt. So unbekümmert wie noch vor wenigen Jahren lebt er nicht mehr. „Aber ich bin wieder da.“ Auch das eine mehrdeutige Bemerkung. „Ich bin milder und weicher, vielleicht gar versöhnlicher geworden.“ Sein Hang zur Ironie aber, die beissend sein kann, ist ihm geblieben. An der Wand im grossen Wohnraum hängen zwei Bilder dicht beieinander. Die Micky Maus auf dem einem zeigt auf Graf's Selbstporträt auf dem andern. Wer zieht hier wen ins Lächerliche? Selbstbildnisse bilden eine Konstante in Graf's Werk, als müsste er sich seiner immer wieder vergewissern. „Man ist sich selbst das geduldigste Sujet und der wichtigste Mensch.“

Ein Teil des Werkes an der Aussenfassade an der Immenstallstrasse 5 in Ermatingen geht ebenfalls auf ein Selbstporträt zurück. Graf's scharfe Nase und die prägnante Augenpartie lassen sich wegen der starken Rasterung nicht mehr erkennen. Umso augenfälliger ist die dicke schwarze Linie, die aussieht wie eine bizarre Fieberkurve.

Beides muss wohl überlegt sein, so wie es einen Grund haben wird, dass sich die Haustüre nach aussen öffnet. Wer zu nahe steht, wird einen Schritt zurückweichen müssen. Urs Graf tritt dem Gast über die Schwelle entgegen, nicht umgekehrt. „Wie nahe ich einen Menschen an mich heranlasse, will ich definieren.“

Urs Graf gibt seinen Bildern selten Titel. Er spielt dem Betrachter, der Betrachterin den Ball zu: Denke nach, schau selbst, wie du das Bild in deinem Kopf fertig stellen, was du sehen willst. Das gilt weniger für die Zeichnungen, umso mehr jedoch für jene Werke, die vielleicht dem abstrakten Expressionismus zugeordnet werden könnten. Auch im Gespräch entzieht er sich immer wieder. Fragen beantwortet er gern mit Gegenfragen. Manchmal entwickelt sich daraus ein lustvoll-intelligenter, verbaler Schlagabtausch. Bisweilen aber ist eine Antwort so absolut und brüsk, dass jeder weitere Satz überflüssig wird. Auch Menschen, die ihn gut kennen, haben für seine sporadische Schroffheit keine Erklärung. „Wäre ich ein Tier, ich wäre ein schwarzer Panther.“

### *Der Lebensraum*

Im Garten, wo das erste Schneeglöcklein blühte, steckte Urs Graf eine kleine Schweizer Fahne in die Erde. Hier auf der Wiese eine launige Geste, kein Aufwallung heimatlicher Gefühle. In seinen Skizzen jedoch sind Heimat und Schweiz politisch aufgeladen. Neben kodierten Aussagen finden sich andere, in denen Graf's Wut, Enttäuschung und Kompromisslosigkeit nicht zu übersehen sind. Dieser Ingrim ist erneut zu spüren, wenn er über den Anlass zu diesen Skizzen redet. Was er in Worten nicht sagen kann oder will, ver-bildlicht er mit präzisem Strich.

Ein papierenes Fähnchen, wahrscheinlich gefunden in einer seiner vielen Schachteln oder Schubladen, die bis an den Rand gefüllt sind mit Fundstücken: vom Kinobillet über die Papierserviette, vom farbigen Plastik bis zum Fetzen Stoff, vom abgerissenen Teil einer Verpackung bis zum verbogenen Draht. Fundstücke werden später zu Werk-Teilen, Abfall wird zu Brauchbarem, Absichtsloses wird zu Gewolltem.

Die Wiese vor dem Haus, Ermatingen, der Thurgau und die Ostschweiz sind für Urs Graf mehr als geografische Orte. Alle vier sind von existenzieller Bedeutung. Das hat auch mit Evelyn Ammann zu tun, mit der er vor über 60 Jahren in den Kindergarten gegangen ist und mit der er heute zusammenlebt. „Ohne sie wäre ich in den letzten Jahren nicht zurechtgekommen.“

In den Achtzigerjahren war Urs Graf für Studienaufenthalte mehrere Monate in New York, Paris und Berlin. Er unternahm immer wieder ausgedehnte Reisen, unter anderem nach Indien und Nordafrika. Dem Thurgau wollte er nie endgültig den Rücken kehren; das stand immer fest. Ein anderer Entscheid hingegen musste erst heranreifen. Damals in New York saugte er auf, was ihm die Kunstszene der

Metropole zu bieten hatte, er besuchte Galerien und Künstlerateliers. Und gleichwohl – oder deswegen? – gelangte er zur Gewissheit, dass er nicht ausschliesslich Künstler sein, sondern weiterhin auch als Kunstvermittler arbeiten wollte. Schon seit 1971 war er Zeichenlehrer an den Kantonsschulen Kreuzlingen und Romanshorn, wechselte später ans Lehrerseminar in Kreuzlingen, wo er bis 2005 blieb.

Dieser Entscheid war in erster Linie eine Absage an den kommerzialisierten Kunstbetrieb, der ihn in seinen Augen zur Marionette gemacht hätte. Sich bei jenen Anbietern, die das Sagen haben. „Prostitution.“ Seine Werke und sein Kunstverständnis aus der Hand gegeben. „Niemals.“ Sich einer Galerie anvertrauen, die zuvor entschieden hatte: Dieser Künstler ist im Kommen, den wollen wir anbinden. „Unvorstellbar. Ich habe nie jemanden gefragt, ob ich etwas darf. Ich habe mich nie und nirgends beworben.“ Sein erhobener Zeigfinger wirkt beschwörend. Stolz und trotzig ist er, lieber allein als ausgeliefert, vereinnahmt und abhängig.

Zugegeben, er hätte vielleicht grössere Resonanz gefunden, hätte Inspiration und Motivation erfahren. „Natürlich freue ich mich, wenn ich beachtet werde; aber ich lebe vor allem von meiner eigenen Freude und von meiner Freiheit.“ Er überlegt, nimmt den Faden wieder auf: „Ich denke, meine Arbeiten müssen den Vergleich mit Werken anderer nicht scheuen. Nicht alles, was die Massen bewegt, und sich gut verkauft ...“ Er hebt die Schultern; was will er noch deutlicher werden.

Sein Refugium ist seit zwei Jahren sein neues Haus. Hier kann er sich konzentrieren, besser als an den angesagten Kunst-Orten mit ihrer kompromisslosen Brutalität. „Auch im Thurgau kann ich informiert sein über den Kunstbetrieb. Es gehört zur Professionalität eines Künstlers, dass er ortsunabhängig aufnimmt, was in der Szene von Bedeutung ist.“ In Künstlerkreisen verkehrt er daher kaum, „auch wenn ein Austausch fruchtbar sein könnte“.

### *Das Gegenstück*

Am alten Gartenhäuschen, das beim Abbruch des Elternhauses stehen bleiben durfte, hängt eine hölzerne Larve. Der Eselskopf aus dem Lötschental schaut direkt in Urs Grafs Atelier. Sein Alter Ego? „Ja“, sagt er und überrascht sich selbst mit der Antwort. Der Volksmund sagt: Disteln sind dem Esel lieber als Rosen.

In den Biografien über Urs Graf ist stets erwähnt, dass er der Sohn des bekannten Malers Ernst Graf ist. Dieser Hinweis, der im Kern ein Vergleich und eine Wertung ist, hat ihn zuzeiten geärgert. „Ich löste mich früh aus dem Schatten meines Vaters. Seine und meine Art zu zeichnen sind oft kaum zu unterscheiden. Wir haben ähnliche formale Vorstellungen und ästhetische Ansprüche.“ Der Sohn spürte und wusste aber dennoch, dass er künstlerisch an einem andern Ort stand. Es wäre ihm epigonenhaft und verlogen vorgekommen, wenn er wie sein Vater Aquarelle gemalt hätte. „Alle

Kunst ist autobiografisch. Sie widerspiegelt die persönliche Haltung der Kunst und der Welt gegenüber. Gestalten heisst, Erlebnisse in eine bildnerische Form bringen. Sich selbst bleiben und sich entwickeln kann zum Widerspruch werden.“

Nach dem Lehrerseminar erwarb Urs Graf an der ETH Zürich das Turn- und Sportlehrerpatent. Dort hat er seine Frau kennengelernt, mit der er eine Tochter und einen Sohn hat. Als Sport- und Skilehrer finanzierte er sich das Studium der Kunstgeschichte und der Archäologie. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung an der Uni war ihm mit der Zeit zu theoretisch. Er wechselte an die Kunstgewerbeschule Zürich, in der Schweiz damals die einzige Möglichkeit für eine Künstlerausbildung.

Es zeigte sich, dass der bewusst gewählte Doppelberuf Künstler und Kunstvermittler mehr und mehr eine Belastung wurde. „Ich hatte wenig Zeit für die Familie; allen voran meinen Kindern hätte ich vielleicht mehr mitgeben können.“ Viele seiner ehemaligen Schülerinnen und Schüler geraten noch heute ins Schwärmen, wenn sie über den Zeichenlehrer Graf reden; sie sind ihm dankbar, dass er sie an die Kunst heranzuführte. Auch Lehrerkollegen geben neidlos zu, dass er ein ausserordentlich begabter Pädagoge war, der auch ihnen Kulturwissen und -verständnis vermittelte, der dem Lehrerseminar als Institution eine wichtige kulturelle Dimension geben konnte.

Graf verstand sich als Kulturvermittler in einem weiten Sinn; vor allem wollte er Motivator sein. „Mein Fokus lag immer auf den kreativen Kräften, an die ich bei allen Schülern glaubte und die ich entwickeln wollte.“ Er war kein Zeichenlehrer, der Techniken lehrte; für ihn waren Form und Inhalt gleich wichtig. Der künstlerische Ausdruck hat für ihn mit Wahrheit, Ehrlichkeit und Redlichkeit zu tun. Erziehung und Bildung würden von der Haltung der Lehrperson abhängen. „Ein Lehrer muss an das glauben, was er vermittelt, sonst passiert im Schüler nichts.“ Wieder hebt er den Zeigfinger: „Dazu braucht es keine hochgestochene Didaktik.“ Genüsslich, mit einem Seitenhieb gegen die heutige Akademisierung des Lehrerberufes, zitiert er einen ehemaligen Kollegen: ... und ist es auch ein Unsinn, so hat es doch Methode.

Trotz einiger Jahre fern der Schule schlüpft er immer noch gern in die Rolle des Pädagogen, und sei es nur, um unangenehmen Fragen auszuweichen. Er bittet in sein Atelier, hält einem Handschuhe hin und fordert einen auf, aus der Serie V-60 Kombinationen zusammenzustellen. „Ich hinterfrage bloss, was mir ein Problem ist. Dazu habe ich meine Strategien, gute und ekelhafte.“

*Kathrin Zellweger, Weinfelden  
November 2011*